Die Ware im Kapitalismus - oder kann man von Marx heute überhaupt noch etwas lernen?

von Uwe Findeisen

Über den Autor

Uwe Findeisen M.A. Erziehungswissenschaftler, Publizist, Dozent in der Erwachsenenbildung, Psychotherapeut.
Veröffentlichungen u.a. auf www.forum-kritische-paedagogik.de

Kontakt
Findeisen@arcor.de

Originalausgabe Juni 2012
©2012 Online-Magazin Auswege – Perspektiven für den Erziehungsalltag

Redaktion:
Günther Schmidt-Falck (verantw.), Hans Grillenberger, Joscha Falck, Rolf Staudt

Kontakt Redaktion:
antwort.auswege@googlemail.com
www.magazin-auswege.de

Herausgeber:
Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft KV Ansbach
Hans-Günther Eichler
Holbeinweg 8
91522 Ansbach

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes erfordert die Genehmigung durch die Redaktion.
Eine kommerzielle Nutzung ist – auch für GEW-Untergliederungen - grundsätzlich untersagt.

Die Ware im Kapitalismus -

oder kann man von Marx heute überhaupt noch etwas lernen?

von Uwe Findeisen

Dass der Rekurs auf die Kritik der politischen Ökonomie von *Karl Marx* sinnvoll ist, wird mittlerweile von verschiedenen Seiten betont, gerade auch mit Blick auf die politische Bildung dieser Gesellschaft. Anlass ist ebenso die Krise, in der der Kredit der globalisierten Marktwirtschaft steckt. Marx hat in den drei Bänden des "Kapital" nämlich auch das Bankensystem kritisiert und den Zusammenhang von Kredit, Kapital, Geld und Ware analysiert. Die erneute Befassung mit dem alten Klassiker sollte dabei – Stichwort: Neulektüre des „Kapitals" – bei der ökonomische Theorie und Kritik ansetzen. Dabei ist die „weltanschauliche" Leistung, mit der der Marxismus bzw. Marxismus-Leninismus zu Beginn des 20. Jahrhunderts zum weltpolitisch relevanten Ideologielieferanten aufstieg, nicht mit dem Original zu verwechseln. Auf welche Essentials müsste ein solcher Rekurs eingehen? Mit welchen Klärungsprozessen hätte es eine entsprechende Bildungsarbeit zu tun? Die folgenden Bemerkungen liefern hierzu eine kleine Skizze.

1. Die einfache Ware

„Der Reichtum der Gesellschaften, in welchen kapitalistische Produktionsweise herrscht, erscheint als eine ‚ungeheure Warensammlung', die einzelne Ware als seine Elementarform." So beginnt die Kritik der politischen Ökonomie von *Karl Marx* im „Kapital".[1] Die erste Auflage erschien 1867, also vor 145 Jahren, und dennoch sind die Einsichten nicht veraltet, denn auch heute herrscht die Warenform des stofflichen Reichtums vor. Auch wenn die Ansammlung der Waren mittlerweile noch ungeheuerlicher geworden ist, bleibt jedes Produkt eine Ware und der Warencharakter breitet sich bis in den letzten Winkel der Gesellschaft aus, auch dorthin, wo bislang etwa staatliche "Daseinsvorsorge" (z. B. Bildung) galt, bei der durch Subventionen die Gewinnkalkulation ergänzt wurde oder gleich durch Staatsausgaben ersetzt wurde. Heute wie damals kommen aus den vielfältigen Privatunternehmen die Waren auf den Markt und müssen verkauft werden. Die Besitzer müssen den Preis, der den Wert der Waren nur „ideell", als bloße Berechnung, ausdrückt, durch den Verkauf in wirkliches Geld umsetzen. *Marx* würde sagen, die Ware muss ihren Wert in Geld realisieren.

[1] *Karl Marx*, Das Kapital – Kritik der politischen Ökonomie, Band 1, Berlin 1971, 49. Zitiert wird im Folgenden, soweit nicht anders angegeben, nach dieser Ausgabe, die als Band 23 der *Marx-Engels-Werke (MEW)* im *Karl Dietz Verlag* erschienen ist. Darauf bezieht sich im Wesentlichen auch die Paraphrase der *Marx*'schen Argumentation.

1.1 Ware und Bedürfnis

Warum aber, so fragt *Marx*, gehört es zur Beschaffenheit eines Produkts, in dem Naturstoffe und Arbeit mit Hilfe von Technik zu einem nützlichen Gebrauchsding oder - wie Marx es nennt - Gebrauchswert wird, zusätzlich die Eigenschaft eines Preises zu haben? Und warum ist diese Preiseigenschaft so bestimmend, dass sie sich in Geldwert umsetzen muss, bevor die anderen, nützlichen Eigenschaften in den Konsum eingehen können? Denn bei fehlender Umsetzung in Geld entfallen auch die nützlichen Eigenschaften, obwohl sie doch weiterhin am Produkt vorhanden sind. Wird seine Preiseigenschaft nicht verwirklicht, wird es nicht verkauft, sondern liegt als Ladenhüter auf Halde, dann ist es auch nichts wert und seine weiterhin existente Nützlichkeit wird nicht zur Befriedigung von Bedürfnissen verwandt. Was also ist dieser Wert, der so negativ zur Nützlichkeit und zum Bedürfnis steht?

©Foto: Rainer Sturm /www.pixelio.de

Um seine Bedürfnisse zu befriedigen, muss jeder erst ein Geldbesitzer werden.

Die Werteigenschaft der Waren ist augenscheinlich nicht dafür bestimmt, dass nützliche Güter an die bedürftigen Menschen verteilt werden. Ja, wenn die Nachfrage steigt - z. B. bei Benzin -, erhöht sich sogar der Preis, macht es also für die Leute schwerer die Dinge zu erhalten. Geld ist anscheinend nicht nur ein technisches Mittel, um den Händewechsel der Warenmassen zu erleichtern. Denn die Preisform hält die Ware zunächst als eigenes Ding gegenüber den Interessenten, die danach ein Bedürfnis haben, fest und überlässt es ihnen nur, wenn ihre Bedürftigkeit zahlungsfähig ist. Um also seine Bedürfnisse zu befriedigen, muss jeder erst ein Geldbesitzer werden. Die bekanntesten Weisen, wie man Geld erlangt, sind Gewinne, Renditen oder Löhne und Gehälter. Es geht hier nicht darum, den größeren oder kleineren Nutzen dieser Geldquellen zu analysieren; der Tausch setzt ganz praktisch voraus, dass man Geld hat, sonst findet er für denjenigen ohne Geld nicht statt.

Wenn der gesamte Reichtum in Warenform existiert, dann ist in der kapitalistischen Gesellschaft nicht das Bedürfnis Maßstab des Verkaufens und Kaufens; es wird vielmehr der Zahlungsfähigkeit untergeordnet. Wenn man nicht zahlen kann, zählt das Bedürfnis, das dem Menschen als Gattungswesen und nicht als Geldbesitzer zukommt, leider nicht. Hier braucht man nicht gleich an die Millionen zu denken, die pro Tag nicht mehr erhalten, als dem Wert eines Dollars entspricht; jedermann und jede Frau erfährt es am eigenen Leib, dass nur das Geld im Portemonnaie den Ausschluss von den Waren überwinden lässt und dass das Geldquantum darüber entscheidet, welche Bedürfnisse man sich leistet und welche verkneift. Kinder müssen im Supermarkt erst lernen, warum ihre kleinen Bedürfnisse, denen so viele Angebote gegenüberstehen, nichts

zählen - erstes Lernziel: Beim Bedürfnis muss man zugleich an das Geld denken. Der praktische Zwang spiegelt sich dann im Bewusstsein als die ständige Frage „Was kostet das denn?“ wider.

1.2 Die Doppelform der Ware: Gebrauchswert und Wert

Waren haben nach *Marx* eine Doppelform, sie sind Gebrauchswert und Tauschwert, wobei letzterer vor der Konsumtion eingefordert wird und daher die außerhalb des Tauschs liegende Konsumtion nicht den Tausch und seinen Tauschwert erklären kann. Auch wenn man als Anlass des Kaufs das Interesse an einer bestimmten Sache hat, so ist der Kauf- und Verkaufsakt für sich selbst eine Beziehung von Käufer und Verkäufer, in der es um Geld geht und die Zahlungsfähigkeit der Bedürfnisbefriedigung vorgeschaltet ist. Aus dem Bedürfnis würde eine Beziehung zu den vielfältigen nützlichen Dingen entstehen, dass diese Vielfältigkeit der Bedürfnisse sich aber für alle Teilnehmer auf eine Geldbeziehung reduziert, das muss sich aus dem Tauschakt selbst erklären. *Marx* stellt schematisch eine Gleichung zwischen der Vielzahl der Waren und dem Gold/Geld dar (*MEW* 23, 84):

„20 Ellen Leinwand =
1 Rock =
10 Pfd. Tee =
40 Pfd. Kaffee = } 2 Unzen Gold“ (oder 120 Euro o.ä.)
1 Qrtr. Weizen =
½ Tonne Weizen =
x Ware A =

Zunächst fällt auf, dass der Wert der Waren sich nicht an ihnen selbst zeigen kann. Es ergibt keinen Sinn, zu sagen, dass 40 Pfd. Kaffee 40 Pfd. Kaffee wert sind. Der Wert der Ware benötigt also einen Wertausdruck in einer anderen Ware: 40 Pfd. Kaffee sind 2 Unzen Gold wert. Nimmt man der Einfachheit halber statt der vielen Gleichungen eine einzige zwischen einer Ware A und einer Ware B, so ergibt sich folgende Gleichung: x Ware A = y Ware B.

Aber Ware A *ist* nicht Ware B oder wie der Volksmund sagt: „Äpfel kann man nicht mit Birnen vergleichen.“ Wenn der Tausch sie dennoch gleichsetzt, dann muss in beiden etwas Gemeinsames enthalten sein, das sie vergleichbar macht. Die verschiedenen Waren in der obigen Tabelle drücken ja untereinander eine Gemeinsamkeit aus, die sich von ihrer konkreten Gestalt unterscheidet, die sie alle nur zu Trägern für den Ausdruck "2 Unzen Gold/100 Euro" macht. Dieses Gemeinsame kann nur in der Abstraktion von der nützlichen Eigenschaft bestehen, da eine Gleichsetzung nicht in den physikalischen oder chemischen Eigenschafte liegen kann, denn diese machen ja gerade den Unterschied aus. In ihrer Konkretheit sind sie nur Träger für diese abstrakte Gemeinsamkeit. Was allen Waren gemeinsam ist, ist ihre Beziehung zur Arbeit, sie sind alle Produkte von Arbeit, wobei hier natürlich die Gemeinsamkeit aller Arbeiten den Gesichtspunkt ausmacht. In den Tauschgleichungen gelten alle Produkte nur als Teil der gesellschaftlichen Durchschnittsarbeit. Es ist die Arbeitsverausgabung von Muskeln, Hirn, Nerven usw. eines Menschen, die dem durchschnittlichen Niveau des Arbeitens entspricht. Marx nennt diese gesell-

schaftliche Durchschnittsarbeit, auf die sich jede konkrete Arbeit wegen der Gleichsetzug im Tausch reduzieren muss, auch abstrakt menschliche Arbeit.

Nur insofern an allen Produkten diese gleiche menschliche Arbeit zählt, sind sie trotz ihrer konkreten Unterschiede als Arbeitsprodukte gleich. Es ist die Gleichheit als durchschnittliche menschliche Arbeit, die nur noch einer Unterscheidung fähig ist, des Zeitaufwandes. In der Gleichung x Ware A = y Ware B, und damit in allen abgeleiteten Tauschgleichungen, werden also Arbeitszeiten verglichen und gleichgesetzt. Ihre Gleichsetzung als Teile der insgesamt verausgabten Arbeit in der Gesellschaft bildet die Werteigenschaft, und ihr jeweiliger Anteil als gesellschaftlich notwendige – nicht individuelle – Arbeitszeit bestimmt ihre Wertgröße. Da der Wert sich aber erst im Austausch ausdrückt, stellt sich auch erst im Vergleich mit anderen Exemplaren der gleichen Sorte heraus, ob die Ware mit ihrem individuellen Preis auch wirklich der Zeit und Intensität der Arbeit entspricht, die durchschnittlich geleistet wurde. Auf dem Markt kommen die gleichen Warnsorten aus den verschiedenen Privatproduktionen und deren Kalkulationen zusammen und vergleichen sich mit ihren Preisen. Dabei sorgen Angebot und Nachfrage für eine ständige Schwankung des Preises um den in der Gesellschaft geltenden Wert. Weil ja die Arbeitszeiten nicht in der Produktion gemeinsam organisiert werden, findet ihr Messen und Vergleichen erst ex post als ständige Schwankungen um den Durchschnitt statt. Angebot und Nachfrage machen also nicht die Gleichsetzung aus, dafür ist der Wert zuständig, sondern sind die Art und Weise, wie privat verausgabte Arbeitzeiten sich erst auf dem Markt über die Schwankungen zum Durchschnitt der gesellschaftlich notwendigen Arbeitszeit hinbewegen. Nimmt man die Preisunterschiede einmal beiseite, so erhält man den Preis, der durch die Durchschnittsarbeit bestimmt ist: Ein einfaches Auto kostet um die 15.000 Euro und ein iPad um die 100 Euro - Angebot und Nachfrage können diese beiden Durchsnittspreise nie umdrehen, so dass ein Auto 100 Euro kosten würde.

Der Gebrauchswert und der Tauschwert einer Ware drücken einen Gegensatz innerhalb der Ware aus

Der Gebrauchswert und der Tauschwert einer Ware stehen also nicht einfach als zwei Faktoren nebeneinander, sondern drücken einen Gegensatz innerhalb der Ware aus. Außerhalb des Marktes soll sie für den Konsum nützlich sein, für den Markt soll sie nur als gleichgültiger Träger für das abstrakte Wertmaß dienen und sich in Geld verwandeln, so dass eine Verkehrung des Reichtums dieser Gesellschaft besteht: Diese Gesellschaft ist nicht durch die Masse der Produkte reich, sondern durch ihre Verwandlung in abstrakten Reichtum - mit der oben dargestellten Folge, die Befriedigung der menschlichen Bedürfnisse vom Geld abhängig zu machen.

1.3 Das gesellschaftliche Wertmaß als sachliche Eigenschaft

Es ist aber nicht natürlich oder selbstverständlich, dass die verausgabte durchschnittliche Arbeitszeit in dem fertigen Produkt als dessen Eigenschaft fixiert wird, als Werteigenschaft, die sich in einem Preis ausdrückt. Wenn man etwas herstellt, benötigt man dafür Zeit, und am Ende steht ein Produkt, das man zur Befriedigung irgendeines Bedürfnisses wollte. Und je nach Produkt

und Produktionsbedingungen kann das kürzer oder länger dauern. Aber warum wird diese Arbeitszeit zu einer Werteigenschaft der Ware selbst? Es liegt eine Verkehrung von Arbeit und Nutzeffekt vor. Die Arbeit macht die Gesellschaft nicht reich, weil sie konkret ist und viele Dinge herstellt, sondern an allen Dingen wird festgehalten und gemessen, wie viel Arbeitszeit darin steckt, und diese im Preis, bzw. im Geld ausgedrückt. Die im Geld ausgedrückte Menge an Arbeitszeit ist das Maß für den Reichtum. Die möglichst lange Verausgabung von Arbeit, statt die Nutzung der Technik für die Erleichterung und Verkürzung der Arbeit entspricht daher diesem abstrakten Reichtumsmaß.

Angenommen man würde an alle Produkte Stundenzettel der in ihnen enthaltenen Stunden heften ...

Dass die Arbeitszeit zu einer eigenständigen Werteigenschaft wird, liegt anscheinend daran, dass die Verteilung der in der Gesellschaft hergestellten Güter auf deren Mitglieder als Tausch praktiziert wird, indem sich alle Waren untereinander vergleichen, sie also nach einem einheitlichen Maß gleich gemacht werden. Diese Gleichheit besteht gerade wegen der vielfältigen Besonderheit der Gebrauchsdinge nur in der Abstraktion von diesen und ihrer Reduktion auf bloße Produkte von Leistung und Arbeit. Der Austausch verlangt sozusagen, dass die Produkte Doppelform annehmen, sich neben ihrer Gebrauchsseite auf ihren Wert (Arbeit/Leistung pur) reduzieren und sich als Wertgrößen (bestimmt durch gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit) vergleichen. Angenommen man würde an alle hergestellten Produkte Stundenzettel der in ihnen enthaltenen verausgabten individuellen Stunden heften, wäre beim Wechsel der Produkte zwischen den Menschen ein rein individueller Vergleich vorhanden, auf Basis einer gesellschaftlichen Produktion, die die Teilhabe an allen Produkten noch abhängig machen möchte von der individuellen Arbeitszeit. Nach dem Wechsel der Produkte entsprechend der Stundenzettel würden diese ihre Funktion verlieren und könnten zerrissen werden. Sie würden sich nie in selbstständiges Geld verwandeln können. Anders beim Vergleich mit der gesellschaftlich notwendigen Arbeit auf Basis der unabhängigen Privatarbeiten, die erst im Tausch durch ihre Waren in einen gesellschaftlichen Zusammenhang treten. Sie haben keinen an der Zeit bewusst eingerichteten Verteilungsmechanismus. Dieser Vergleich in der kapitalistischen Warenproduktion ist also nicht bloß eine Rechnung in den Köpfen der Menschen.

©Foto: Frank Radel / www.pixelio.de

„Es genügt indes nicht, den spezifischen Charakter der Arbeit auszudrücken, woraus der Wert der Leinwand besteht. Menschliche Arbeitskraft in flüssigem Zustand oder menschliche Arbeit

bildet Wert, aber ist nicht Wert. Sie wird Wert in geronnenem Zustand, in gegenständlicher Form. Um den Leinwandwert … auszudrücken, muss er als eine ‚Gegenständlichkeit' ausgedrückt werden, welche von der Leinwand selbst dinglich verschieden und ihr zugleich mit anderer Ware gemeinsam ist." (MEW 23, 65f)

Marx unterscheidet zwischen der Wertquelle, der Arbeit, und dem Wert der vergangenen, im Produkt enthaltenen Arbeit. Im praktischen Tausch ist es eine materielle Tatsache, bei der die Waren einen von ihrem Warenkörper getrennten, sachlichen Wertausdruck in einer anderen Ware finden und so eine Ware zur Geldware machen, in der nun die Abstraktion Arbeit, die Durchschnittsarbeit, in Zeit gemessen, gegenständlich wird. (Vgl. dazu das 2. Kapitel: Der Austauschprozess, *MEW* 23, 99ff.) Der Gegensatz, der in der Doppelform der Ware enthalten ist (Gebrauchswert und Abstraktion von ihm im Wert), erweitert sich in die Verdoppelung von Warenwelt und Geldware, und in letzterer drücken nun alle Waren, sobald sie auf die Welt kommen, ihren Wert aus. Um eine Analogie zur Verdeutlichung der Verkehrung von abstraktem und konkretem Reichtum zu machen: Es ist so, als würde neben dem Reichtum der wirklichen Tierwelt, also allen wirklichen Tieren, noch die Abstraktion Tier in Form eines allen gemeinsamen Durchschnittstieres existieren. Bei den Waren ist das so: Neben den konkreten Waren existiert durch den Vergleich im Tauschprozess die abstrakte Ware in Geld, die an dem konkreten Produkt nur festhält und eigenständig ausdrückt, dass diese Ware ein Durchschnittsarbeitsprodukt der unabhängigen Privatarbeiten ist. Und die Folge ist, dass der konkrete Reichtum in der Tauschbeziehung seiner abstrakten Form untergeordnet ist.

Um noch eine Vorstellung zu nutzen, kann man auch das Schattenbild nehmen. Wenn Marx vom Wert als „gespenstischer Gegenständlichkeit" spricht, kann man dies vielleicht bebildern: So wie jedes Ding - bei Licht - einen Schatten besitzt, so hätte die Ware eine Art „Wertschatten" mit dem sie sich mit den „Schatten" der anderen Waren vergleichen würde, um einer Art Durchschnittsform zu entsprechen. Und im gesellschaftlichen Verkehr der Menschen würden nun alle konkreten Dinge abstrakt daran gemessen, ob sie der „Schattenform" entsprächen. Am Ding käme es bloß noch auf die Schattenform an. Es wäre also im gesellschaftlichen Verkehr eine Verkehrung von konkretem Ding und seinem grauen abstrakten Schatten. Auf dem Markt des Geldes existiert

©Foto: Joujou / www.pixelio.de

diese Verkehrung: Die Waren sind hier nur Maße von festgeronnener Arbeitszeit und müssen auf dem Markt diese abstrakte Eigenschaft im Verkauf realisieren. Nur die Gewohnheit lässt uns das als natürlich erscheinen, eine Abstraktion von den Dingen als Mittel des gesellschaftlichen Verkehrs der Dinge zu nutzen, statt ihre Nützlichkeit selbst.

Fragt man nach dem Reichtum, dann fragt man nicht nach der Anhäufung der vielen Gebrauchsdinge, sondern nach ihrem Wert. Was ist das und das wert? So ist der Wert auch der große Gleichmacher, dem alle konkreten Formen des Reichtums nur so weit zählen, wie sie sich in Geld verwandeln lassen. Die Werteigenschaft der Ware stellt eine Beziehung zu anderen Waren her und zeigt damit, dass es nicht um ihre natürlichen Eigenschaften geht, denn diese wären ohne die Gleichung x Ware A = y Ware B zu analysieren. Man sieht also dem Tauschverhältnis der Waren an, dass es ein gesellschaftliches Verhältnis der Produzenten und Konsumenten ist, aber in sachlicher Form. Nicht die bewusst organisierte gesellschaftliche Arbeitsteilung der beteiligten Menschen, bei der man sozusagen die gemeinsamen Bestellungen bespricht und aufgibt, diese gemeinsam produziert und dann gemeinsam verteilt, bestimmen ihren gesellschaftlichen Umgang, sondern, als Tauschbeziehung organisiert, müssen sie die Werteigenschaft der Produkte erfüllen. In ihren Rollen sind sie nicht selbstbestimmte Subjekte, sondern subjektive Charaktermasken, wie *Marx* sagt, die der Bewegung der Sachen folgen. Verdeutlichen kann man sich diese Sachlage an der ständigen Änderung der Preisbewegung - z. B. der Benzinpreise -, die nicht unter ihrer Kontrolle ist, sondern hinter ihrem Rücken auf sie hereinbricht und sie sich im Nachhinein darüber beschweren.

2. Gesellschaftlicher Warentausch und Privatarbeit

Nur die verkaufte Ware wird zu einem Gebrauchswert, der für andere nützlich ist. In dieser Form der Arbeitsteilung kommt die Frage, ob das Produkt auch wirklich gesellschaftlich nützlich wird, höchstens als prognostische Marktanalyse konkurrierender Firmen vor, ob es zu dem kalkulierten Preis verkauft werden kann. Da sich erst auf dem Markt herausstellt, ob die Ware gebraucht wird, so der Schluss von *Marx*, besteht in der gesellschaftlichen Arbeitsteilung kein gesellschaftlicher gewusster Zusammenhang, sondern die Arbeitsteilung existiert in Form der Privatarbeit, in der die privaten Produzenten statt zusammenzuarbeiten gegeneinander konkurrieren. Sie versuchen auf dem Markt den Wert ihrer Waren mit allen Mitteln zu realisieren (Werbung, Preiskampf, Monopolisierung) und den Konkurrenten möglichst aus dem Feld zu schlagen. Pleiten von Privatfirmen – von Krisen ganzer Branchen zu schweigen – sind ständige Begleiterscheinung der Konkurrenz. *Marx'* erstes Resümee: Die Produzenten von Waren sind in einem System gesellschaftlicher Arbeitsteilung tätig, ohne in der gesellschaftlichen Produktion diesen Bedürfniszusammenhang, ihren gesamten materiellen Stoffwechsel, bewusst zusammen zu organisieren.

Arbeitsteilung per se führt also nicht zur Warenproduktion, sondern nur, wenn sie so widersprüchlich organisiert ist, dass sie die Form unabhängiger Privatproduktion hat. Dort treten die Produzenten erst nach der Produktion in einen gesellschaftlichen Zusammenhang, indem sie erst im Nachhinein durch die Umwandlung der Ware in Geld „beweisen", dass sie wirklich für andere produziert haben. Ihr gesellschaftlicher Zusammenhang der Arbeitsteilung bekommt für sie,

weil er nicht in der Produktion vorliegt, die Form des Zusammenhangs über Geld. Weil in der Warenproduktion die Produzenten unabhängig voneinander die Produkte herstellen und herstellen lassen, produzieren sie eigentlich ungesellschaftlich. Zugleich sind aber die Produkte, die sie herstellen für sie selbst unbrauchbar, diese sollen gerade für alle anderen nützlich sein. Nun haben sie aber nicht die Bestellungen abgefragt und punktgenau nur dafür hergestellt, sondern mit dem Interesse, Geldreichtum zu bekommen, in ihrer Produktion darauf spekuliert, dass sie ihre Waren schon mit ein wenig Geschick auf dem Markt gegen andere absetzen können. Ihre Warenmenge muss sich für sie in Geld umwandeln und davon sind sie abhängig. Weil sie ihre Produkte als Waren herstellen, existiert für sie ihre gesellschaftliche Beziehung zu den anderen Menschen erst außerhalb der Produktion im Tauschverhältnis. Und in diesem müssen sie den konkreten Reichtum (die Ware) in abstrakten (das Geld) verwandeln. Ihr gesellschaftlicher Zusammenhang ihrer Arbeiten liegt daher in einem bloßen Tauschverhältnis, das wiederum bestimmt wird durch ein außerhalb ihres bewussten Umgangs liegendem Ding: dem Geld.

3. Die Geldware

Die selbstständige Form des Wertes gegenüber der Warenwelt ist die Geldware, wie sie oben als Gleichung dargestellt wurde. Im Geld ist der Wert nun in eine Form gebracht, in der er unmittelbar in alle anderen Waren umgesetzt werden kann. Wert hat damit neben seinem Maß (abstrakte Arbeit) und seinem Maßstab (durchschnittliche Arbeitszeit) eine dritte Bestimmung, nämlich Zugriffsmittel, Verfügungsmacht auf die gesamte Warenwelt zu sein. Und in seiner Größe misst sich der „*Grad ihrer Attraktionskraft auf alle Elemente des stofflichen Reichtums, daher der gesellschaftliche Reichtum ihres Besitzers.*“ (*MEW* 23, 147) Da Geld selbst eine Ware ist, kann sie auch das Privateigentum eines jeden werden. Ihr Wert ist privates Zugriffsmittel auf ein Stück Reichtum. Abhängig von der Geldmenge, privatisiert sie den Reichtum oder wie *Marx* sagt: „*Die gesellschaftliche Macht wird so zur Privatmacht der Privatperson*.“ (*MEW* 23, 146) Als diese Privatmacht kann Geld auch funktionieren, wenn man kein Bargeld hat, sondern mit einem Versprechen auf spätere Zahlung aktuell bezahlt. Die einfachste Form ist das Anschreiben der Zahlung für das getrunkene Bier auf dem Bierdeckel, womit man spätere Zahlung verspricht und zunächst mit seinen Schulden bezahlt hat. Man selbst hat Schulden und wird Schuldner und der Wirt übernimmt die Rolle des Gläubigers. Im großen Stil gibt es diese Verhältnisse, so dass viele Waren schon getauscht wurden, aber die Zahlung nur mit Schulden erfolgte. Das hat Konsequenzen für den Zahlungstermin.

> Geld ist Zugriffsmittel und Verfügungsmacht auf die gesamte Warenwelt.

„*Das Geld vermittelt nicht mehr den Prozess. Es schließt ihn selbstständig ab.*“ (*MEW* 23, 150) Dabei können sich bei entwickelter Warenzirkulation viele Zahlungen ausgleichen, so dass Geld hierfür nur ideell als Kauf- und Rechengeld nötig ist. Aber wenn wirkliche Zahlung verlangt ist, dann muss hartes Geld auf den Tisch. Die Unterstellung, dass in den Produkten doch auch Wert steckt, gilt dann nicht; für den schon lange getätigten Händewechsel von Waren und Zahlungsversprechen wird am Schluss echtes Geld verlangt. „*In der Krise wird der Gegensatz zwischen der Ware und*

ihrer Wertgestalt, dem Geld, bis zum absoluten Widerspruch gesteigert. Die Erscheinungsform des Geldes ist hier daher auch gleichgültig. Die Geldhungersnot bleibt dieselbe, ob in Gold oder Kreditgeld, Banknoten etwa, zu zahlen ist.“ (*MEW* 23, 152)

4. Die Produktionsmittel als Ware

Waren gab es auch in nicht-kapitalistisch produzierenden Gesellschaften. Zur kapitalistischen Produktionsweise gehört, dass sie alle materiellen Bedingungen des Produzierens in Waren verwandelt. Während früher der Handel zwischen den Gemeinwesen stattfand, die nur einen Teil für die Händler produzierten und einen anderen Teil für ihre Subsistenz, so zeichnet sich die kapitalistische Produktion dadurch aus, dass sie diese Formen, in denen persönliche und herrschaftliche Verhältnisse den Zusammenhang bestimmten, überwindet und Produktionsmittel wie Grund und Boden zur Ware macht. Dadurch, dass die objektiven Mittel der Produktion kaufbar wurden, konnte sich ein Geldbesitzer als Produzent etablieren, ohne den Zusammenhang des Gemeinwesens zu berücksichtigen. Die Geschichte dieser Durchsetzung war - unterstützt vom (vor-)bürgerlichen Staat – ein gewaltsamer Prozess, den Marx im Kapitel *„Die sogenannte ursprüngliche Akkumulation“* beschrieben hat. (*MEW* 23, 747-792)

Maschinen, Rohstoffe, Grund und Boden werden zu Waren. Auch die Arbeit muss zur Ware werden.

Damit wurde eine Änderung im Produktionszweck herbeigeführt: Man investiert Geld, um mittels der Produktion mehr Geld zu verdienen, als man mit seiner eigenen Arbeit schaffen könnte. Diesen Zweck hat *Marx* in der Formel G – G’ festgehalten, wobei G’ („G-Strich“) für ein vergrößertes G steht. Für Privatproduzenten ist der Austausch nicht mit der „Metamorphose“, der Formverwandlung Ware – Geld – Ware (W – G – W) und der anschließenden Konsumtion beendet, sondern sie zielen auf: Geld – Ware – mehr Geld (G – W – G’). Am Ende muss mehr herauskommen, als am Anfang ausgegeben wurde. Wenn *Marx* von Privateigentümern spricht, dann meint er nicht den Besitzer von Dingen, die man für die Bedürfnisbefriedigung benötigt, sondern jemanden, der gesellschaftliche Mittel der Produktion besitzt, von denen andere existenziell abhängig sind, weil es für sie keine von den objektiven Mitteln getrennte Subsistenz gibt. Indem alle Bedingungen der Produktion wie Maschinen, Rohstoffe, Grund und Boden zu Waren werden, muss auf der anderen Seite der subjektive Faktor der Produktion, die Arbeit, auch zur Ware werden.

5. Die Arbeitsfähigkeit als Ware

Für den Zweck G – G’, der modern Wachstum heißt, und als der zentrale ökonomische Imperativ gilt, benötigt der Besitzer von gesellschaftlichen Produktionsmitteln noch die subjektive Seite der Produktion. Produziert wird auch in kapitalistischer Wirtschaft nur, wenn Naturstoffe mittels Technik von der Arbeit zu nützlichen Dingen verarbeitet werden, so dass am Ende ein Produkt steht. (Analoges gilt für Dienstleistungen, bei denen das Resultat im Dienst selbst besteht.) Die

subjektive Seite der Produktion ist die Arbeit. Aber diese existiert nicht als eine Ware neben anderen, sie ist vielmehr das Vermögen eines Menschen, das nicht von ihm zu trennen ist. Nun hat gerade die moderne Gesellschaft Sklaverei und Leibeigenschaft überwunden und es in die freie Entscheidung des Einzelnen gelegt, wie er mit seinen Fähigkeiten umgeht. Aber diese Freiheit stellt sich zugleich als Abhängigkeit heraus, denn als subjektive Fähigkeit kann sie sich nur betätigen, wenn sie die objektiven Bedingungen nutzt.

Die subjektive Seite der Produktion ist die Arbeit.

Da diese aber Eigentum von Geldbesitzern sind, müssen Arbeitswillige ihre Fähigkeiten verkaufen. Dafür gibt es einen eigenen Markt: den Arbeitsmarkt – und damit in dieser Gesellschaft eine Ware, die es in früheren Gesellschaften nicht gab: die Ware Arbeitskraft. Sie kann sich, weil von allen objektiven Bedingungen getrennt, nur an Besitzer von Produktionsmitteln verkaufen und muss sich verkaufen, da ihre Lebensbedürfnisse nur befriedigt werden können, wenn sie über Geld verfügt. *Marx* fasst das in den „Resultaten des unmittelbaren Produktionsprozesses" so zusammen: *„Warenproduktion führt notwendig zur kapitalistischen Produktion, sobald der Arbeiter aufgehört hat, Teil der Produktionsbedingungen zu sein (Sklaverei, Leibeigenschaft) oder die Basis nicht naturwüchsiges Gemeinwesen bleibt (Indien). Von dem Moment an, wo die Arbeitskraft selbst allgemein zur Ware wird."*[2]

©Foto: AllSilhouettes.com / www.pixelio.de

Solche Werktätigen können ihre Arbeit nicht so entfalten, wie sie es für ihre Bedürfnisse als sinnvoll erachten. Denn ihr Vermögen interessiert nur in seiner oben entwickelten Leistung, Wert herzustellen, also möglichst intensiv und unter einem Zeitregime gemessen zu werden, damit in der Betätigung möglichst viel Wert an den Produkten haften bleibt, mit denen die Eigentümer der Unternehmung auf dem Markt möglichst effektiv den Wert in seiner selbständigen Form, eben als Geld, realisieren wollen. Der Vorteil, den der Privatunternehmer ausnutzen kann, liegt darin, dass das Arbeitsvermögen in einem Arbeitsmonat mehr Werte schaffen kann, als es im Gehalt und Lohn für die eigene Erhaltung als diese lebendige Ware Arbeitskraft benötigt.

6. Das Kapital als Ware

Kapital ist nicht eine feste Summe Geld, sondern es ist die Bewegung G – G′, also die ständige Vermehrung von Geld. Kapital ruht sozusagen nicht. Und da alle gesellschaftlichen Bedingungen

[2] Sie wurden jetzt, gewissermaßen als Einführung in die *Marx*'sche Kritik, im *Karl-Dietz-Verlag* neu veröffentlicht: Das Kapital 1.1 - Resultate des unmittelbaren Produktionsprozesses, Berlin 2009. Zit. S. 22.

zur Ware geworden sind, kann man auch mit fremdem Geld ein Privatkapital gründen. Das bei den Banken gesammelte Geld der Gesellschaft wird von diesen wiederum als Ware verkauft, die einen Zins abwirft. *Marx* sagt: „Kapital als Kapital wird zur Ware." (Das Kapital, Dritter Band, *MEW* 25, 351) Diese Ware wird nun nicht verkauft, sondern verliehen. Der Geldbesitzer gibt der Bank Geld, mit dem sie „arbeiten" kann, und erhält dafür einen bestimmten Zins sowie nach einer festgelegten Laufzeit das Geld zurück. Oder die Bank gibt Geld aus, das ihr mit Zinsen wieder zurückfließt. In beiden Fällen bleibt das Eigentum bestehen, es wird nur die Funktion veräußert.

Im Endeffekt erscheint es so, als besitze das Geld die Fähigkeit zur Selbstvermehrung. Aber die juristische Transaktion des Leihens und Verleihens schafft noch keinen Gewinn. Dafür muss das geliehene Geld umgesetzt werden in einer Weise, in der Gewinn erwirtschaftet werden kann (in der Form von produktivem Kapital, Handelskapital oder Finanzkapital), um daraus die Zinsen und am Ende die Hauptsumme zu zahlen. Das kann zeitlich hinausgeschoben werden, aber die Bezahlung eines Kredits mit einem zweiten Kredit und so fort findet ihre Grenze im Vertrauen der Kreditgeber; diese bewerten und überprüfen die Zahlungsfähigkeit der Kreditnehmer, so dass irgendwann – möglicherweise, wie die jüngsten Krisenentwicklungen zeigen, mit fatalen Folgen für die gesamtwirtschaftliche Zahlungsfähigkeit – darauf bestanden wird, die Schulden statt mit neuen Versprechen mit verdientem, echtem Geld zurückzuzahlen.

> Banken entscheiden durch ihre Kreditvergabe, wie zahlungsfähig die Privatproduzenten in Handel und Produktion sind.

Wenn der Kredit in allen Ecken der Gesellschaft Platz gefunden hat, dann zwingt er einerseits allen mit ihm angefangenen Geschäften die Notwendigkeit des Gewinns auf und ist andererseits rücksichtslos gegen die tatsächlichen Erfolge auf dem Warenmarkt, da Vertragszeiten juristisch gelten. So entscheiden dann Banken, die ja selbst Privatunternehmen sind, durch ihre Kreditvergabe, wie zahlungsfähig die Privatproduzenten in Handel und Produktion sein können, und machen diese zugleich von Erfolg und Misserfolg ihres eigenen Bankgeschäfts abhängig, da eine Bankenkrise die Notwendigkeit, echte Zahlung statt Zahlungsversprechen zu leisten, ihren Kunden aufzwingt. Durch die ständige Produktion mit versprochener Zahlung findet eine Überproduktion statt. Mit dem Kredit, also der Methode des Schuldenmachens, wird der Verkauf ohne zu zahlen weiter ausgeweitet und mit der Prolongation von Krediten die Zahlung möglichst weit hinausgeschoben. Es besteht also durch die schon stattgefundenen Tauschbeziehungen eine wechselseitige Abhängigkeit aller Produzenten und Banken und der Konsumenten. Die vom tatsächlichen Verkaufserfolg losgelöste Ausweitung der Produktion mit Hilfe des Kredits führt zu einer Anhäufung von Waren, die weit über das Maß

> Arbeitende werden entlassen, um zur Tilgung der Kredite an Geld zu kommen ...

hinausgehen, das die Löhne, Gehälter und Gewinne bezahlen könnten. Somit wird notwendig an einer Stelle der weltweiten Waren- und Kreditzirkulation nun nicht mehr ein weiterer Kredit akzeptiert, sondern er muss mit verdientem Geld bezahlt werden. Und wenn es dann an einer Stelle der wechselseitigen Abhängigkeit um Zahlung geht, wirkt das auf andere zurück und auf einmal stehen Produktion oder Handel still, obwohl alle objektiven und subjektiven Faktoren weiterhin vorhanden sind. Es gibt, gemessen am Wert, zu viele Waren, die nicht verkaufbar sind. Und so wird nun gerade wegen des Wertes in seiner Geldgestalt nicht produziert. Eher werden die Arbeitenden entlassen und die Produktionsmittel selbst veräußert, um an Geld zu kommen, um dem Kredit, also den früher gemachten Schulden, seine Schuldigkeit zu erweisen und dafür die lebendige gesellschaftliche Arbeit brach liegen zu lassen.

Also zeigt die Warenform der Arbeitsprodukte im Kapitalismus, dass die Menschen die Bewegung ihrer gesellschaftlichen Produktion nicht bewusst kontrollieren, sondern durch die Form der Privatproduktion und ihre Konkurrenz deren widersprüchlichen und gegensätzlichen „Sachzwängen“ unterworfen sind, deren Zweck in der ständigen Anhäufung von abstraktem Reichtum, Geld, besteht, dem der konkrete Reichtum und die Nützlichkeit für die Gesellschaftsmitglieder untergeordnet ist.

7. Die ökonomischen Formen fixieren eine Spaltung in Arm und Reich

Allen gemeinsam ist, dass sie als Warenbesitzer freie Privateigentümer sind und den Zweck haben, mit den ihnen zur Verfügung stehenden Mitteln Geld zu verdienen. Der Zweck, mit Geld reich zu werden, geht aber unter dieser Vorgabe nie für die Mehrheit auf, sondern nur für die Geldbesitzer, die auch die objektiven Mittel der Arbeit besitzen. Aber diese Sortierung ist nicht offensichtlich, sondern erscheint als Leistung des Einzelnen.

Sobald die Arbeit zur Lohnarbeit wird, erscheint diese Aneignung der Arbeit durch den Unternehmer nicht mehr als Ausnutzung der Mehrarbeit, sondern alle Arbeit als im Arbeitslohn bezahlt. Wäre das aber so, wo käme dann die ungeheure Aufhäufung des Reichtums in fremder Hand her? Marx zeigt, dass die Formen, in denen sich der Warenreichtum darstellt, zugleich eine falsche Vorstellung darüber entstehen lassen, weil die Warenformen als Bedingung für den individuellen Zweck des Privateigentümers (Kapitalist und Arbeiter) an Geld zu kommen, benutzt und gesehen werden. „Die Illusion, welche die Geldform erzeugt, verschwindet sofort, sobald statt des einzelnen Kapitalisten und des einzelnen Arbeiters Kapitalistenklasse und Arbeiterklasse betrachtet werden. ... Der Produktionsprozess wird eingeleitet mit dem Kauf der Arbeitskraft … Gezahlt wird der Arbeiter aber erst, nachdem seine Arbeitskraft gewirkt hat. ... Er hat also ... den Fond seiner eigenen Zahlung ... produziert, bevor er ihm in der Form des Arbeitslohns zurückfließt. ... Es ist seine Arbeit von voriger Woche oder vom letzten halben Jahre, womit seine

> Die Unternehmer ziehen durch Lohnsenkungen und Entlassungen die Grenzen des Marktes immer enger.

Arbeit von heute ... gezahlt wird ... Die Kapitalistenklasse gibt der Arbeiterklasse beständig in Geldform Anweisungen auf einen Teil des von der letzteren produzierten und von der erstren angeeigneten Produkts. Diese Anweisung gibt der Arbeiter der Kapitalistenklasse ebenso beständig zurück und entzieht ihr damit den ihm selbst zufallenden Teil seines eigenen Produkts. Die Warenform des Produkts und die Geldform der Ware verkleiden die Transaktion." (MEW 23, 592f)

Im Lohn und Gehalt erhält der Arbeiter nicht seinen geschaffenen Gesamt-Wert, sondern nur den, der seiner Ware Arbeitskraft entspricht

Sobald die Arbeit zur Lohnarbeit wird, erscheint diese Aneignung der Arbeit durch den Kapitalisten nicht mehr als unentgeltliches Aneignen eines Teils des Produkts, sondern als im Arbeitslohn bezahlt. Aber im Lohn und Gehalt erhält der Arbeiter nicht seinen geschaffenen Gesamt-Wert, sondern nur den, der seiner Ware Arbeitskraft entspricht, und die misst sich nicht am gesellschaftlichen Reichtum und dessen Potenzen, sondern allein an seiner ständigen lebenslangen Arbeitsfähigkeit. (Das Faktum von Armut und begrenztem Lohnreichtum wird wohl nicht bestritten werden, vgl. Armutsbericht 2010 des Paritätischen Wohlfahrtsverbandes und die Lohnstatistiken) Es ist die moderne Form der Aneignung ohne Sklaverei und Leibeigenschaft dennoch den geschaffenen Reichtum von den produzierenden Menschen zu trennen und auf der Seite einer Minderheit zu akkumulieren.

8. Der Widerspruch zwischen der Produktivität der Produktion und der Gewinnrealisierung auf dem Mark

Die Produzenten stellen eine ungeheure Menge an Waren her und setzen dann Verkaufsmethoden (Werbung, Rabatte usw.) ein, um möglichst den Käufer für ihr Produkt zu gewinnen. Sie produzieren also auf Basis ihrer technischen Produktivität eine von wirklichen Bestellungen unabhängige Masse, die sie ständig ausdehnen. Der fast grenzenlosen Produktivität der Produktion einer riesigen Warenmasse stehen aber begrenzte Bedingungen der Realisation, d.h. der Umsetzung in Geld, gegenüber, die das Kapital selbst herstellt.

8.1 Die Arbeit wird immer produktiver

Wenn produktiver gearbeitet wird, dann schaffen weniger Arbeiter in der gleichen Zeit mehr Produkte. Also wird relativ weniger für Lohn ausgegeben und mehr für die objektive Seite, Maschinen usw. Die Folge ist, dass das Profitverhältnis in einem Produkt sich verschlechtert. In jedem einzelnen Stück der produktiver hergestellten Ware ist ein größerer abzuschreibender Teil, mit dem kein Gewinn zu machen ist, und ein geringerer Teil verausgabter Arbeit, somit auch ein geringerer Teil mehr-

Immer weniger Arbeiter schaffen in der gleichen Zeit mehr Produkte

wertschaffender Arbeit enthalten. Je produktiver ein Kapital produziert, desto größer werden die Sachausgaben und desto kleiner wird der Gewinn pro hergestelltem Stück. Gesamtgesellschaftlich führt das zum „tendenziellen Fall der Profitrate". (MEW 25, 221) Diese relative Wertsenkung bleibt bestehen, auch wenn absolut die Menge der Angestellten und Arbeiter steigen würde. Um die gleiche Menge Gewinn oder mehr Gewinn zu machen, muss das Unternehmen auch noch eine größere Masse der nun billigeren Waren verkaufen.

8.2 Die Zahlungsfähigkeit wird verringert

Aber hier wirkt die Grenze des Marktes, die die Unternehmer selbst durch Lohnsenkungen und Entlassungen immer enger ziehen. (Diese Verringerung der Zahlungsfähigkeit berücksichtigt noch nicht den Kredit, den sich die Akteure untereinander gewähren und damit die Grenze zeitweilig hinausschieben.) Denn die Steigerung der Produktivität hat eine Folge im Umgang mit den Arbeitern: Deren Produktivität sorgt für die eigene Freisetzung, da es mit der Steigerung der Produktivität nun relativ zu viele Arbeiter im jeweiligen Produktionsprozess gibt, sie also wegrationalisiert werden (was die Börsengewinnler vom Maßstab der neuen Rentabilität her freut). Weil die Unternehmen die Zahlungsfähigkeit der Bevölkerung selbst begrenzen (Entlassungen, Lohnsenkungen oder gleicher Lohn für mehr Arbeit usw.), treten ihnen nun die hergestellten Produkte, die wegen der „Kraft der Produktivität", die ihnen als einzige Grenze in der Produktion gilt, auf den Markt geworfen werden, als unverkäufliche Waren gegenüber. Deren „Verteilung" wird ja an der von ihnen selbst begrenzten Zahlungsfähigkeit gemessen und nicht an der Produktivität und Versorgung der Bevölkerung. Der Verkauf soll ihnen ihre Investition sichern, auf die sie neben dem abzuschreibenden Teil einen Batzen an - in Geld zu rechnendem - Gewinn machen möchten. Sie laborieren also an ihrem eigenen Widerspruch, die Arbeit einerseits grenzenlos ausnutzbar zu machen und zugleich die Kosten dafür ständig zu senken, so dass die Marktbedingungen ständig verschlechtert werden. Auch der Sprung auf den Weltmarkt oder in die Kreditspekulation verlängert diesen Selbstwiderspruch des Kapitals nur und zeigt zugleich, dass das weltweite Kapital der arbeitenden Bevölkerung kein nationales, sondern ein soziales Problem schafft.

Der Widerspruch zwischen der ständigen Produktivitätssteigerung in der Produktion und der Begrenzung der Verteilung der Warenmassen durch die Fixierung auf eine Geldrechnung, bei der die Unternehmen die Seite der Zahlungsfähigkeit selbst beschränken, führt notwendig zur Überproduktion und damit zu Krisen des vorgeschossenen Kapitals. Diese sorgt nun über die Zerstörung von Wertmassen (Platzen von Krediten, Insolvenzen von Unternehmen und Banken, Übernahme durch Krisengewinnler usw.) dafür, dass die Produktion wieder auf ein Niveau kommt, bei dem eine Zeit lang Produktion und Verteilung im Gleichgewicht für die Verwertung stehen. Die Arbeiter werden in solchen Situationen entsprechend behandelt. Weil sie juristisch alle Privateigentümer sind, kann der Besitzer der sachlichen Arbeitsbedingung ganz im Sinne des Rechts den Besitzer der subjektiven Fähigkeit entlassen, wenn er dessen Ware nicht mehr benötigt. Was eigentlich gesellschaftlich notwendig zusammengehört, wird hier als zwei Seiten von Privateigentum getrennt. Daher kann der Arbeiter nicht arbeiten und es liegt nicht daran, dass er dazu nicht fähig und ausgebildet wäre, sondern daran, dass er von einer Erlaubnis zu arbeiten abhängig ist.

9. Ausblick: Mindestlohn, Grundeinkommen, Genossenschaften, soziale Revolution – oder was?

Marx bietet eine Erklärung dafür, warum die Wirtschaft der modernen Gesellschaft sich ständig zwischen Aufschwung und Krise bewegt mit allen sozialen Folgen für die Betroffenen. Solche Wirtschaftszyklen bleiben nicht ohne Reaktionen der Betroffenen: von der Forderung nach Mindestlohn, Grundeinkommen oder „sozialer Revolution“ bis zur „Arabellion“.

©Foto: Thorben Wengert / www.pixelio.de

9.1 Wenigstens einen Mindestlohn

Die Forderung nach einem Mindestlohn belegt zunächst einmal, dass die Unternehmerschaft sogar zur Rücksichtnahme auf die elementare Notwendigkeit der Reproduktion der Ware Arbeitskraft rechtlich gezwungen werden muss, um ihre Arbeiter nicht unter ihrem Wert zu zahlen. Es geht hier ja nur um den Anspruch, dass der Arbeiter wenigstens seine Arbeitskraft reproduzieren können muss, da sie doch tagtäglich von den Unternehmen benutzt wird. Dann ist es auch gerecht, wenn das Kapital diese Lohnhöhe nicht unterschreitet.

9. 2 Die Verbesserung der sozialen Lage durch ein „Grundeinkommen“

Die Forderung nach einem „bedingungslosen Grundeinkommen“ ist da schon radikaler. Sie will die Verteilung des Anteils für die Lohn- und Gehaltsempfänger von den Schwankungen zwischen Arbeit und Arbeitslosigkeit lösen und staatlich absichern. Ein solches Projekt lässt aber den Konkurrenzmechanismus der Teilung der Privatproduktion bestehen und damit den Zweck des Gewinns, in dessen Rechnung die Arbeit ja immer als Kostenfaktor zählt. Es ist daher eine Begrenzung der Lohnsenkung, die an der Arbeit weiterhin als Lohnarbeit festhält. Auch wenn Marx nicht die heutigen Vertreter solcher Positionen kannte, konnte er doch schon früheren Vorstellungen zur Änderung der Verteilung entgegenhalten: „Die Ansicht, die nur die Verteilungsverhältnisse als historisch betrachtet, aber nicht die Produktionsverhältnisse, ist einerseits nur die

Ansicht der beginnenden, aber noch befangenen Kritik der bürgerlichen Ökonomie. Andererseits aber beruht sie auf einer Verwechslung und Identifizierung des gesellschaftlichen Produktionsprozesses mit dem einfachen Arbeitsprozess." (MEW 25, 890) Der heutige Arbeitsprozess ist aber kapitalistisch organisiert, stellt Waren her und beherrscht damit die gesamte Produktion dem Wert entsprechend. Marx sieht das soziale Problem also nicht als Marktfrage und Frage der Kaufkraft – so als müsste man dem Käufer eine gewisse, nicht gerade hoch bemessene Zahlungsfähigkeit einräumen, sondern als Folge einer schon im Produktionsverhältnis selbst enthaltenen Reichtums- und Armutsverteilung.

Marx sieht das soziale Problem nicht als Marktfrage und Frage der Kaufkraft

9.3 Genossenschaften und solidarische Ökonomie

Den im Produktionsverhältnis selbst enthaltenen Gegensatz von Arbeit und Kapital versuchen Arbeiter aus Anlass von Krisen in Formen der Selbstorganisation zu überwinden. Als Beispiel können die Maßnahmen in Argentinien dienen: „Nach dem Zusammenbruch der Wirtschaft in Argentinien 2001 waren 20 % der argentinischen Bevölkerung arbeitslos und über 50 % verarmt. ... Die Betriebe wurden ... von ihren Besitzern aufgegeben. ... Dies führte dazu, dass viele Arbeiter begannen, Fabrikgelände zu besetzen und die Produktion wieder aufzunehmen. Teilweise wurden die Übernahmen mit den ehemaligen Besitzern ausgehandelt, ohne den Betrieb zu besetzen. Da in der überwiegenden Mehrzahl der Betriebe das Management und große Teile der Verwaltung zusammen mit den Besitzern den Betrieb verließen, wurden meist mehr als 50 % der Personalkosten eingespart. Dadurch wurden viele Betriebe wieder wirtschaftlich. Die Fabriken wurden mit dem Ziel der Existenzsicherung anstelle der Gewinnmaximierung fortgeführt. Heute befinden sich mehr als 200 Fabriken in den Händen von Arbeitern und sichern die Existenz von mehr als 10.000 Mitarbeitern."[3] Auch Marx kannte schon die Entstehung von Genossenschaften und sah in ihnen „den Beweis, dass der Kapitalist als Funktionär der Produktion ebenso überflüssig geworden, wie der Kapitalist selbst ... den Großgrundbesitzer überflüssig findet." (MEW 25, 400)

Auch in Europa gibt es Genossenschaften und entsprechende Gesetze – ähnlich wie bei Vereinen, die festlegen, wie in ihrem Fall mit den Gewinnen umzugehen ist. Die Gewinne sind für die Mitglieder zu verwenden. Bei allen Genossenschaften wird aber nicht der Geldgewinn problematisiert, sondern seine Verwendung. So schreibt Elsen: „Kriterien ... sind die Frage der Gewinnverwendung (nicht die der Gewinnerzielung, die außer Frage steht), die demokratische Organisationsweise, die dienende Funktion des Kapitals und insbesondere der Beitrag der Genossenschaften zur Lösung struktureller und sozialer Probleme, maßgeblich im Beschäftigungsbereich."[4]

Die Genossenschaften setzen sich damit selbst der Konkurrenz aus und versuchen sich in ihr zu bewähren, um dann den Gewinn entsprechend ihren Mitgliedern zugute kommen zu lassen. Ob das aber erreicht wird, hängt wiederum vom Konkurrenzerfolg ab. So gibt es wie beim Kapital

[3] Stichwort: soziale Ökonomie, http://de.wikipedia.org/wiki/Solidarische_%C3%96konomie, 07.01.2012

[4] S. Elsen, Genossenschaften als Akteure im "Dritten Sektor", 20.09.2004, in: http://www.stadtteilarbeit.de/handlungsfelder/genossenschaften-stadtteil/155-genossenschaften-als-akteure.html, 07.01.2012

auch ständig Niederlagen und Erfolgsgeschichten. Als Erfolg gilt z. B. in der Schweiz die Konsumgenossenschaft Migros. Sie hat „im Jahr 2007 einen mit Aldi-Nord bzw. Aldi-Süd vergleichbaren Umsatz von über 20 Mrd. SFR. Die Gewinne werden allerdings bei Migros entsprechend den Grundsätzen von Genossenschaften nicht wie bei Aldi privatisiert, sondern sind den Preisen, den Gehältern, den Lieferanten und Erzeugern sowie der Infrastruktur zugute gekommen.“[5] Ebenso sind die Insolvenzen von Genossenschaften oder ihre Umwandlung in Aktiengesellschaften bekannt. Z. B. gingen die Asko und die Hamburg PRO mit Verlusten in der co op AG auf.[6]

Genossenschaften sind also eine praktische Kritik am produktiven Privateigentum eines Unternehmers und sind zugleich in der Rechnungsweise der Rentabilität befangen. Marx drückt diesen Widerspruch so aus: „Die Kooperativfabriken der Arbeiter selbst sind, innerhalb der alten Form, das erste Durchbrechen der alten Form, obgleich sie natürlich überall, in ihrer wirklichen Organisation, alle Mängel des bestehenden Systems reproduzieren und reproduzieren müssen. Aber der Gegensatz zwischen Kapital und Arbeit ist innerhalb derselben aufgehoben, wenn auch zuerst nur in der Form, dass die Arbeiter als Assoziation ihr eigener Kapitalist sind, d. h. die Produktionsmittel zur Verwertung ihrer eigenen Arbeit verwenden.“ (MEW 25, 456) Es ist daher weiterhin eine Privatproduktion nur ohne die Kontrolle und Autorität des persönlichen Kapitalisten in der Genossenschaft, aber mit der gemeinsamen Ausübung der weiterhin durch die Konkurrenz gegen die anderen Kapitale aufgezwungenen Rentabilitätsrechnung - wenn auch in modifizierter Form durch die Verteilung des Gewinns. Von diesem machen sich die Genossenschaften weiterhin abhängig. Deshalb, so Marx, ist das vereinzelte Kooperativsystem niemals imstande, die kapitalistische Gesellschaft umzugestalten. „Um die gesellschaftliche Produktion in ein umfassendes und harmonisches System freier Kooperativarbeit zu verwandeln, bedarf es allgemeiner gesellschaftlicher Veränderungen, Veränderungen der allgemeinen Bedingungen der Gesellschaft.“[7] Diese allgemeinen Bedingungen müssten für die gesamte Produktion gültig gemacht werden, so dass die Kooperativarbeit nicht mehr die Ausnahme und daher der Geldgewinn auch nicht mehr der Zweck des Produzierens wäre. Den Weg zur gesellschaftlichen Verallgemeinerung nannte er „soziale Revolution“. Wie stellte er sich das vor?

9.4 Die „soziale Revolution“ und die nachkapitalistische Alternative

Es ist bekannt, dass Marx kein Modell einer nachkapitalistischen Gesellschaft entworfen hat. Er wusste, dass gesellschaftliche Entwicklungen keine Auswahl von Modellen sind, sondern von den realen Bedingungen abhängen, die sich mit der Technik und Produktivität unter kapitalistischen Vorzeichen entwickelt haben. Dennoch hat er die Alternative nicht im Dunkeln gelassen, da in der Kritik des Kapitals alle allgemeinen Bestimmungen einer Produktion enthalten sind, die sich bei der Abstreifung der kapitalistischen Besonderheiten ergeben würden: Gebrauchswerte für die Bedürfnisbefriedigung, Arbeit als Tätigkeit zur Entfaltung menschlicher Fähigkeiten, Technik/Produktivität zur Vergrößerung der Freizeit, gesellschaftliche Produktion mit Absprache

[5] W. Fabricius, Wirtschaftliche Selbsthilfe – Commons und Genossenschaften, 22.10.2010, in: http://www.akademie-solidarische-oekonomie.de/cms_neu/index.php/arbeitsgruppen/54-arbeitsgruppe4-datenblatt, 07.01.2012

[6] vgl. Stichwort: Konsumgenossenschaften, in: http://de.wikipedia.org/wiki/Konsumgenossenschaft, 07.01.2112

[7] K. Marx, Instruktion für die Delegierten des Provisorischen Zentralrats zu den einzelnen Fragen, MEW 16, 195

der Teilung der Branchen, Reproduktionsfonds für Kinder, Kranke usw. durch die Allgemeinheit, statt schwierige soziale Lagen zu privatisieren usw., um nur wenige Momente zu nennen. Einwänden, die sich die allgemeinen Bestimmungen der gesellschaftlichen Produktion nicht ohne

©Foto: stummi123 / www.pixelio.de

die kapitalistischen Formen vorstellen können, wäre zu entgegnen, dass Ware, Geld, Kapital, Kredit, Zins, Miete, Pacht usw., also lauter Geldformen, nicht natürlich im Arbeitsprozess enthalten sind und die in diesen Formen enthaltenen sozialen Opfer bei gleichzeitiger Massenproduktivität dafür sprächen, dass die kapitalistische Produktionsweise eine historische Form der Vermittlung des gesellschaftlichen Stoffwechsels ist, also auch keinen „Ewigkeitswert" besitzt.

Marx und Engels sprechen von der Notwendigkeit „sozialer Revolution", um die sozialen Folgen für die Betroffenen nicht nur zu mildern, sondern für die Mehrheit grundlegend zu verbessern. Sie sahen die Grenzen einer Veränderung, die am Privateigentum der Arbeiter mit ihrem Arbeitsvermögen und der Kapitalisten mit ihren Produktionsmitteln nur Modifikationen (Besteuerung, Lohnrücksichten, Verwertung ohne persönlichen Besitzer usw.) vornehmen wollten, darin, dass mit dem Bestehenlassen der ökonomischen Rollen auch die Gegensätze blieben. Allein die Verallgemeinerung der Kooperativarbeit zur gesellschaftlichen Produktion könnte endlich die vielfältigen negativen Folgen beenden.

> Umweltzerstörung, Produktverfälschungen und Lohndumping sind keine Skandale, die eine Ausnahme zur sonstigen Produktion sind.

Marx würde negative Folgen, etwa Umweltzerstörung, Produktverfälschungen, Lohndumping usw. nicht als Skandale sehen, die eine Ausnahme zur ansonsten vernünftigen Produktion seien. Warum nicht? Zunächst einmal widerspricht dem ihre ständige Präsenz. Zum anderen wird der „böse Mensch“ zur Ursache gemacht. Warum aber hat er überhaupt die Mittel, um die Produkte für eine Geldtrickserei zu nutzen? Die kommen ja nicht aus seiner Menschennatur. Daher sieht Marx in den Skandalen die notwendige Folge der Unterordnung des Gebrauchswertes unter den Tauschwert mit seinen betrieblichen Rechnungsweisen. Auch der Umgang mit den Produzenten, der ihnen Mehrarbeit und Lohndumping aufzwingt, sei keine Ausnahme, sondern Folge des Daseins der „Arbeit“ als Kostenfaktor in der betrieblichen Rechnung.

Die Lösung für die Betroffenen sei daher nicht in ständigen Abwehrmaßnahmen gegen die Anforderungen der Konkurrenz zu erreichen, sondern in der Überwindung des Konkurrenzdaseins als lebenslanger Lohn- und Gehaltsempfänger durch eine „soziale Revolution“. Es wäre aber ein Missverständnis, müsste man dabei gleich an Gewalt denken. Angesichts der Arbeitslosigkeit in England schrieb Engels 1886 im Vorwort zur englischen Ausgabe des „Kapital“ (Marx referierend): „... dass zumindest in Europa, England das einzige Land ist, wo die unvermeidliche soziale Revolution gänzlich mit friedlichen und gesetzlichen Mitteln durchgeführt werden könnte. Gewiss hat er nie vergessen hinzuzufügen, dass er kaum erwarte, die herrschenden Klassen Englands würden sich ohne ‚proslavery rebellion‘ dieser friedlichen und gesetzlichen Revolution unterwerfen.“ (MEW 23, 40)

Die kapitalistische Produktionsweise besitzt keinen Ewigkeitswert

Betrachtet man die Neuzeit, so findet man viele Formen von Umwälzungen, und man stellt auch fest, dass die sozialen Lagen in vielen Ländern durch das Verhältnis von Kapital und Lohnarbeit bestimmt sind. Innerhalb jedes Volkes, das durch einen Staat/eine Regierung „zusammengehalten“ wird, existieren daher die verschiedenen ökonomischen Funktionen als verschiedene Teilhabe- oder Eigentumsformen am Nutzen des Reichtums, wie sie im ersten Teil des Artikels dargestellt wurden, und enthalten die sozialen Gegensätze. Die Befreiung aus dem Status des abhängigen Arbeiters, der sich nur mit Erlaubnis fremder Eigentümer gesellschaftlich betätigen kann, und die Nutzung der enormen Produktivität für die Masse der Bevölkerung hielt Marx für eine soziale Frage der Produktionsverhältnisse in allen kapitalistischen Nationen und nicht für eine Frage der bloß sozialeren Verteilung oder sogar der nationalen Konkurrenz von armen und reichen Nationen und ihrer Völker. Durch die Einsicht in die Bewegungsgesetze der kapitalistischen Gesellschaft könnte man die „Geburtswehen“ der notwendigen Änderungen der Produktionsverhältnisse erleichtern. Die Wertproduktion ist schon eine gesellschaftliche Produktion, aber noch mit einer unkontrollierten sachlichen Form des gesellschaftlichen Gleichgewichts zwischen Produktion und Verteilung.

Erst wenn die Produktion gemeinschaftlich organisiert wäre, wäre die Wirtschaft für den Menschen da. Dann, wenn „alle Springquellen des genossenschaftlichen Reichtums voller fließen – erst dann kann der enge bürgerliche Rechtshorizont (der alle unterschiedlichen Individuen unter einen gleichen Gesichtspunkt fixiert, statt ihre Ungleichheit gelten zu lassen U.F.) ganz über-

schritten werden und die Gesellschaft auf ihre Fahne schreiben: Jeder nach seinen Fähigkeiten, jedem nach seinen Bedürfnissen!“[8]

★

Diese Überlegungen sollen beileibe keine Kurzfassung des „Kapital“ darstellen. Sie wollten der Frage nachgehen, auf was man stößt, wenn man sich der Kritik der politischen Ökonomie zuwendet. Dabei sollten vor allem zwei Leistungen einer solchen theoretischen Orientierung herausgestellt werden: Erstens hat man es bei *Marx'* Ökonomiekritik nicht mit einem abstrakten Begriffsgefüge zu tun, das dann mühsam mit empirischem Material zu füllen wäre. Im „Kapital“ geht es vielmehr um gesellschaftliche Grundbestimmungen von Arbeiten und Leben, von Produzieren und Konsumieren, wie sie auch heute von Jugendlichen oder Erwachsenen ganz konkret als existenzielle Bedingungen, etwa auf einem Ausbildungs- oder Arbeitsmarkt, erfahren werden. Zweitens ist diese Theorie nicht auf eine historische Phase fixiert; sie bezieht sich vielmehr auf die allgemeinen Charakteristika einer an Geld und Kapital orientierten Wirtschaft und kann, auch wenn sie die Durchkapitalisierung der Welt im 20. Jahrhundert nicht mehr erlebt hat, zur Widersprüchlichkeit und Krisenanfälligkeit dieser Wirtschaftsordnung entscheidende Hinweise geben.

Literatur zur weiteren Beschäftigung

- Findeisen, U., Das Kapital lesen, in: Praxis Politische Bildung, 9. Jg. 2005, Heft 2, S. 147 - 151
- Huisken, F. Münteferings Kapitalistenschelte - Das Märchen von den guten und den bösen Kapitalisten, http://www.fhuisken.de/muenti.htm, 16.11.2011
- Iber, Ch., Grundzüge der Marx'schen Kapitalismustheorie, Sozialphilosophische Studien, Band9, Berlin 2005
- Lueer, H., Warum verhungern täglich 100.00 Menschen? Münster 2008
- Marx, K., Engels, F., Werke Band 1-43 (Es ist auch eine Stichwort-CD erhältlich), Dietz Verlag Berlin

Der Beitrag ist eine aktualisierte und erweiterte Fassung des Artikels "Die Ware im Kapitalismus" aus der Zeitschrift Praxis Politische Bildung, Heft 3/2010.

[8] K. Marx, Kritik des Gothaer Programms, MEW 19, 21

Weitere Aufsätze von Uwe Findeisen

im Online-Magazin Auswege - Perspektiven für den Erziehungsalltag

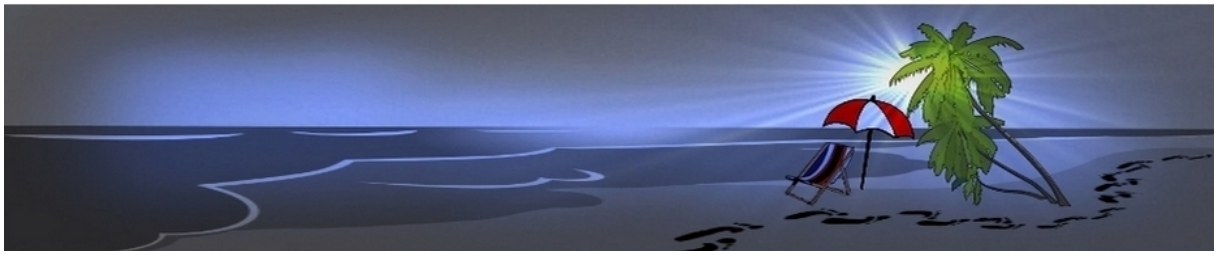
- **Lernen, Leisten, Bewerten – Anmerkungen zu einer Kritik**
  Es gibt verschiedene Kritiken am schulischen Lernen. So wird ihm vom Maßstab des Erfolges mangelnder Erfolg, vom Maßstab der Subjektivität mangelnde Rücksichtnahme auf den subjektiven Faktor, vom Maßstab der Vorbereitung auf die Berufe mangelnde Aktualität oder Passgenauigkeit, vom Maßstab der Statistik mangelnde Objektivität der Leistung bzw. ihrer Bewertung vorgehalten.
  Uwe Findeisen stellt keine Idee schulischen Lernens dar, um dann deren mangelnde Realisierung zu beklagen. Vielmehr analysiert er den Kern schulischen Lernens, der für alle Fächer gilt – die Vermittlung von Wissen –, und führt festgestellte Widersprüche auf ihren Grund zurück.

- **Wie bitte wird man eine erfolgreiche (Ware) Arbeitskraft? Teil I-IV**
  In Schulen und Beratungseinrichtungen für Jugendliche wird zunehmend häufiger über die Entsolidarisierung, die Entwurzelung, die Interessenlosigkeit und die Entsozialisierung der heutigen Jugend gejammert. Wo kommen diese Phänomene her? Wie sollen wir damit umgehen?
  Der Kinder- und Jugendlichentherapeut Uwe Findeisen untersucht in einer Aufsatzreihe die Hintergründe zum Thema „Integration und Desintegration von Jugendlichen". Im ersten Teil beschreibt der Autor zunächst die Bedeutung der Arbeit für die Identität des Menschen und untersucht dann die Aspekte „Faulheit" und die Rolle der Bildung. Der erste Teil endet mit der Feststellung, dass die Menschen auch dann nicht zum Erfolg gelangen können, wenn sie alles richtig machen: Ausbildung, Weiterbildung und Beruf als Berufung. Die Krise und die weltweite Zahl der Arbeitslosen verdeutlichen das eindringlich.

- **Das Leistungslernen schafft Lernwiderstände – die Wechselwirkung von Erfolg, Mittelmaß und Niederlage beim schulischen Lernen**
  Seit PISA wird unter Erziehungswissenschaftlern/-innen und Pädagogen/-innen die Leistungsbewertung neu diskutiert. Durch den Vergleich von Schulsystemen mit verschiedenen Lernkulturen und Bewertungsmethoden – Noten, Portfolios, Selbstbewertungen – ist die grundsätzliche Frage wieder im Blick, ob Leistungslernen selbst die Unterschiede von guten, durchschnittlichen und schlechten Schülern/-innen hervorruft.

- **Mit Gewalt zur Anerkennung des Ich**
  "Jugendgewalt wird in der Öffentlichkeit immer dann zum Thema, wenn sie spektakulär ausfällt, wenn Schüler z.B. zur Waffe greifen und gegen Mitschüler oder Lehrer vorgehen: Erfurt, Emsdetten, Winnenden, St. Augustin – und jetzt Ansbach. Dann wird Betroffenheit über die „unfassbare" Tat inszeniert."
  Angesichts des Ansbacher Amoklaufes hat Uwe Findeisen einen profunden und umfassenden Aufsatz zum Thema Jugendgewalt geschrieben. Er untersucht sozialpsychologische, innerpsychische und gesellschaftliche Hintergründe, geht auf Killerspiele genauso ein wie auf Leistungsdruck und das Versagen der Schule.

http://www.magazin-auswege.de/tag/findeisen/

B e s u c h e n S i e u n s :

www.magazin-auswege.de